

## Interview mit Prof. Dr. Christof Schöch

Christof Schöch (\*1977) studierte Romanistik, Anglistik und Psychologie an den Universitäten in Freiburg und Tours. Von 2004 bis 2011 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Romanistik der Universität Kassel und wurde dort in einem *cotutelle*-Verfahren (Universität Paris-IV Sorbonne) mit einer Arbeit zum französischen Roman der Aufklärung unter dem Titel *La Description double dans le roman français des Lumières 1760-1800* (erschienen bei *Classiques Garnier*) promoviert. Von 2011 an war er Mitarbeiter am Lehrstuhl für Computerphilologie der Universität Würzburg und leitete dort seit 2014 die BMBF-Nachwuchsgruppe «Computergestützte literarische Gattungsstilistik (CLiGS)». Als einer der ersten Romanisten wurde Christof Schöch 2017 auf eine W3-Professur für Digital Humanities an der Universität Trier berufen und ist derzeit Vorsitzender des Verbands Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd-Verband). Zu seinen Schwerpunkten in der Forschung zählen quantitative Methoden zur Analyse literarischer Texte, Autoren- und Gattungsstilistik sowie digitale Literaturgeschichtsschreibung, wobei er insbesondere zum Theater der französischen Klassik, dem Roman der Aufklärung sowie zum modernen französischen Roman arbeitet. Daneben gehört Christof Schöch zum wissenschaftlichen Beirat von *promptus – Würzburger Beiträge zur Romanistik* und ist wichtiger Impulsgeber für die digitale *Open Access*-Version der Zeitschrift.

**promptus:** Du hast neben Romanistik auch Anglistik und Psychologie studiert: Wie kamst Du zur Romanistik und ab wann hat sich das Interesse an digitalen Methoden – gerade im Bereich der Literaturwissenschaft – ausgebildet?

**Christof Schöch:** Solche Dinge sind nicht einfach zu rekonstruieren, aber am ehesten würde ich den Ursprung meines Wunsches, Romanistik zu studieren, im Französisch-Unterricht während meiner Schulzeit sehen. Insbesondere denke ich da an unsere Französisch-Lehrerin Odile Bartos, die unsere Klasse bis zum Abitur hin begleitet und nicht nur mich für die französische Sprache und Kultur begeistert hat. Da war es dann naheliegend, ich würde sogar sagen wenig originell, eben Romanistik zu studieren. – Das Psychologie-Nebenfach hat mir

in der Zeit schon die Augen für empirische Methoden und statistische Verfahren geöffnet. Und es hat mich in die Grundlagen der neuronalen Netze eingeführt, die damals noch vergleichsweise einfach strukturiert waren, aber die konzeptuelle Basis für viele aktuelle Verfahren im Bereich des Deep Learning, also der künstlichen neuronalen Netze, bilden. Diese spielen heute in der Informatik, Computerlinguistik und zunehmend auch in den Digital Humanities eine zentrale Rolle. – Mein Interesse an den digitalen Methoden wurde auch wieder von einer Person geweckt oder angesprochen, nämlich von Wolfgang Orlich am Romanischen Seminar der Universität Freiburg. Eines seiner Spezialgebiete ist Oulipo, und da liegt eine algorithmische Sichtweise auf Literatur ja sehr nahe. Von ihm kam die konspirative Idee, doch *La Vie mode d'emploi* von Georges Perec auf den Scanner zu legen und den digitalen Volltext des Romans zu erstellen, um die Lektürearbeit im Perec-Seminar zu unterstützen. Diesen digitalen Text habe ich immer noch, inzwischen natürlich in XML-TEI konvertiert, genauso wie zwei gedruckte Ausgaben. Das war vermutlich mein erster kleiner Schritt in den Digital Humanities. Außerdem war Wolfgang Orlich zu fast jedem Experiment bereit und hat beispielsweise eine Hausarbeit akzeptiert, die aus einer hypertextuellen Collage literaturtheoretischer und literarischer Zitate zum Thema Autopoiesis bei Marcel Bénabou bestand und die ich auf einer 3,5-Zoll-Diskette eingereicht hatte. – Ein ganz praktischer Impuls in die Richtung digital unterstützter Forschung erfolgte dann während der Masterarbeit zu François Bon, der ja auch große Affinitäten für Internet und Technik hat. Seine Bücher habe ich damals dann alle gescannt und für die Masterarbeit meine Textbeispiele in eine Datenbank aufgenommen und dort annotiert und verschlagwortet, was dann wiederum die Basis für die Textinterpretationen bildete. Für mich war das damals eine Entlastung des Gedächtnisses und ein neuer, variabler Zugriff auf die Texte. Dass es schon damals, und in der Tat ja seit den 1960er Jahren, so etwas wie die Digital Humanities gab, wenn auch nicht unter diesem Namen, wusste ich allerdings nicht.

**promptus:** In einem klassischen Romanistik-Studium kommt man im Bereich der Literaturwissenschaft normalerweise nicht mit digitalen Methoden in Berührung: Wie wird man daher Computerphilologe? Inwieweit sollten *konventionelle* und *digitale* Literaturwissenschaft bereits im Studium in Dialog treten?

**Christof Schöch:** Wie das Beispiel meines Studiums zeigt, gab es in der Tat zumindest damals wenig strukturell verankerte Möglichkeiten, während eines Romanistik-Studiums etwas über digitale Methoden zu erfahren. Vielmehr hing das von den Interessen einzelner Personen ab und davon, in welcher Weise jemand wie Wolfgang Orlich die Spielräume eines Studienplans zu nutzen wusste. Und ich würde sagen: immer wieder war es schon seit dem Studium so, dass sich mir einerseits solche Gelegenheiten geboten haben, dass ich sie andererseits aber fast immer auch ergriffen habe, meist vor allem aus Neugierde oder Abenteuerlust. – Heute ist das denke ich doch etwas anders, zumal ja insbesondere auch die romanistische Linguistik stark korpusbasiert arbeitet und damit einen guten Einstiegspunkt in das Erstellen digitaler Korpora oder anderer Ressourcen und in die Analyse von Korpora mit computergestützten Methoden, sowohl qualitativer als auch quantitativer Art, bildet. Das ist in der romanistischen Linguistik allerdings nicht unbedingt programmatisch an die Computerlinguistik oder die Digital Humanities geknüpft, sondern eher eine niederschwellige Selbstverständlichkeit. – Dazu kommt noch ein anderer Faktor, nämlich dass es inzwischen doch an einer ganzen Reihe von Universitäten auch Professuren und Studiengänge im Bereich der digitalen Geisteswissenschaften gibt. Das ermöglicht es doch schon eher, hier auch während eines klassischen Studiums der Romanistik in solche Bereiche hineinzuschnuppern. Es wäre allerdings wünschenswert, dass das viel stärker auch strukturell integriert wird, damit das Angebot eben nicht an Einzelpersonen hängt: sei es niederschwellig durch die Aufnahme von entsprechenden Veranstaltungen in den Bereich der Schlüsselqualifikationen (Stichwort «digital literacy») oder eben durch entsprechende Nebenfachangebote. Ich würde also sagen, etablierte und digitale Methoden der Literaturwissenschaften sollten so früh wie möglich in Berührung kommen, denn sie sind meines Erachtens immer dann besonders produktiv, wenn sie sich gegenseitig herausfordern.

**promptus:** Wie profitieren die beiden Bereiche voneinander? Gibt es Felder der literaturwissenschaftlichen Arbeit, bei denen der Mehrwert des Digitalen in Frage gestellt werden kann?

**Christof Schöch:** Wie gesagt denke ich, dass etablierte und digitale literaturwissenschaftliche Methoden darauf angewiesen sind, sich gegenseitig zu provozieren. Denn die Fragestellungen, für die wir digitale Methoden einsetzen und entwickeln möchten, kommen ja zunächst einmal fast immer aus der etablierten Literaturwissenschaft. Zugleich wirft der Einsatz digitaler Methoden oft neue Fragen auf, und zwar sowohl methodischer als auch literaturwissenschaftlicher Art, schlicht weil die Verfügbarkeit digitaler Texte und die damit einsetzbaren Analyseverfahren auch einen neuen Blick auf die Texte gewähren und einen anderen Umgang mit den Konzepten erfordern. Da findet eigentlich immer eine Art Oszillieren zwischen beiden Perspektiven statt. – Das kann man im Übrigen auch ganz programmatisch machen, wenn man den Versuch unternimmt, bestimmte klassisch gewordene Einzelanalysen mit digitalen Methoden noch einmal möglichst genau nachzuvollziehen. So etwas habe ich u.a. mit Spitzers Racine-Aufsatz («Die klassische Dämpfung bei Racine») unternommen und dabei sehr viel über Spitzers Stilanalyse, über die Möglichkeiten und Grenzen aktueller digitaler Methoden, und nicht zuletzt über die Sprache in Racines Tragödien gelernt. – Sicherlich ist der Beitrag, den digitale Methoden in unterschiedlichen Bereichen der literaturwissenschaftlichen Arbeit leisten können, auch unterschiedlich groß. Wenn man die Autorschaft eines unter Pseudonym publizierten Theaterstücks aus dem 18. Jahrhundert bestimmen oder Einblick in die thematischen Tendenzen einer umfangreichen Romansammlung bekommen möchte, eröffnen digital verfügbare Primärtexte und statistische Methoden völlig neue und qualitativ andersartige Möglichkeiten. Möchte man hingegen ein einzelnes Gedicht von Baudelaire interpretieren, liegt der Beitrag des Digitalen vermutlich eher darin, dass für die interpretative Kontextualisierung relevante Dokumente und Ressourcen besser auffindbar und besser zugänglich sind; für die Interpretation mobilisiert werden müssen sie aber immer noch von den Interpret/innen. Aber dass es Bereiche gibt, die überhaupt nicht von der Digitalisierung profitieren, mag ich inzwischen nicht mehr glauben. – Nicht alles, was man unter Digitalisierung fassen

kann, gehört aber auch gleich zu den digitalen Literaturwissenschaften oder den Digital Humanities. Elektronische Bibliothekskataloge, digitale Artikeldatenbanken im Open Access oder auch unsere von Emails und sozialen Medien gestützten akademischen Netzwerke sind nur ein paar Beispiele dafür, wie sich die Digitalisierung auch unabhängig von den Digital Humanities seit langer Zeit deutlich auf universitäre Arbeit in Forschung und Lehre auswirkt.

**promptus:** Inwiefern haben digitale Ansätze und Methoden die Perspektive kultureller Praktiken, wie bspw. das *Lesen* oder *Reflektieren* über einen Gegenstand, die Geisteswissenschaften bereits verändert?

**Christof Schöch:** Ich möchte hier einmal drei Punkte nennen, die ich in der eigenen Praxis immer wieder sehr eindrücklich wahrnehme. Erstens ein Effekt, der mir erstmals während der Arbeit an der Promotion sehr deutlich bewusst wurde. Damals habe ich sämtliche Beispiele deskriptiver Passagen in einer Sammlung von Romanen der Aufklärung erhoben und in eine Datenbank aufgenommen. Ähnlich wie schon in der Masterarbeit, allerdings viel tiefer und systematischer, habe ich diese Beispiele dann nach und nach analysiert, annotiert und vielfältig nach einem zunehmend ausgefeilten System mit Schlagworten versehen. Was dann passiert kann man denke ich als eine «Rekonfiguration» des Materials beschreiben: statt die einzelnen Beschreibungen primär in ihrem ursprünglichen narrativen Kontext zu sehen, konnte ich sie nun in immer neue Kontexte anderer, in einem bestimmten Merkmal ähnlicher Beschreibungen, stellen, was einen typologisch-deskriptiven Ansatz ungemein befördert. In der Arbeit dominiert entsprechend ein solcher Ansatz, alternierend allerdings mit jeweils auf Einzeltexte bezogenen Kapiteln. (Sehr inspirierend über solche Phänomene geschrieben hat übrigens Stephen Ramsay in seinem Buch *Reading Machines*, unter anderem mit Bezügen zu Oulipo.) – Den zweiten Effekt der Digitalisierung auf das literaturwissenschaftliche Denken würde ich als eine Tendenz zur Zerlegung komplexer Phänomene in viele kleine Teile beschreiben. Das hat unter anderem etwas damit zu tun, dass man in den digitalen Geisteswissenschaften ja oft versucht, bestimmte Arbeitsabläufe zu automatisieren, sie also algorithmisch umzusetzen. Und da hilft es eben ungemein, wenn man

komplexe Abläufe in sehr sehr kleine, ganz einfache Schritte zerlegt, was umgekehrt dann dazu führt, die Welt als hochkomplexe Interaktion vieler einfacher Prozesse zu sehen. (Eine schöne kleine Einführung in dieses *Computational Thinking* gibt es seit Kurzem übrigens von Peter J. Denning and Matti Tedre.) Der Effekt findet sich dann auf anderer Ebene wieder, wenn man versucht, so vielschichtige, komplexe, kontextabhängige und historische Phänomene wie literarische Gattungen oder Kanonisierungseffekte mit algorithmischen Methoden zu analysieren und zu verstehen. Fast zwangsläufig wird man solche Phänomene auf kleinere Teilaspekte herunterbrechen, in der Hoffnung, dass man sie einzeln besser in den Griff bekommen wird. Das liegt schon in den Grenzen der digitalen Methoden, wie wir sie derzeit zur Verfügung haben. Und es ist immer mit der Herausforderung verbunden, trotz aller algorithmischen Operationalisierung die konzeptuelle und argumentative Verbindung zum ursprünglichen, viel größeren Problem, nicht zu verlieren. – Die dritte Wirkung der digitalen Methoden auf die literaturwissenschaftliche Arbeit ist denke ich, dass der Blick tendenziell erst einmal weg von der individuellen Besonderheit des Einzelwerks in seiner ästhetischen Eigenheit geht. Stattdessen scheint mir, dass die digitalen Methode ihre Stärken eher beim Blick in die größeren Textmengen und die dem Einzelwerk übergeordneten Phänomene ausspielen können: also immer dann, wenn es um das Gesamtwerk von Autoren, um die Eigenschaften von literarischen Gattungen, um große thematische Muster über die Epochen und ähnliche Dinge geht. (Ein Gegenargument dürfte die Digitale Textedition sein, wo das digitale Medium Detailverliebtheit beliebigen Maßes unterstützt.) Mir hat ein solches werkübergreifendes Paradigma aber schon immer gelegen: ich wollte nicht (nur) über Diderot oder Sade schreiben, sondern über den Roman des 18. Jahrhunderts. Dass erst vor dem Hintergrund der *normalen* Praxis des deskriptiven Schreibens im Roman der Aufklärung dann aber auch die Besonderheiten von Mercier, Sade oder Sénac de Meilhan so richtig in Erscheinung treten, auch das war eine der prägenden Erfahrungen aus der Dissertationsphase. (Dass die Geisteswissenschaften nicht erst mit der Digitalisierung ein Interesse für allgemeine Prinzipien und wiederkehrende Muster entwickelt haben, hat übrigens vor ein paar Jahren Rens Bod sehr schön in seiner *New History of the Humanities* gezeigt.)

**promptus:** Du bist als Leiter einer Nachwuchsforschungsgruppe berufen worden: Wie siehst Du die verschiedenen Qualifizierungswege im Hinblick auf Habilitation, Juniorprofessur oder Nachwuchsgruppenleitung? Wo bestehen Vor- und Nachteile?

**Christof Schöch:** Für diese Frage bin ich nun wirklich kein Experte, zumal das ja auch je nach Disziplin recht unterschiedlich sein kann. Grundsätzlich sehe ich es aber so: mit der erfolgreichen Promotion belegt man, dass man für die eigenständige wissenschaftliche Arbeit befähigt ist. Idealerweise hat man während der Promotionsphase auch schon in einige anderen Bereichen erste Erfahrungen gesammelt, beispielsweise in der universitären Lehre, der Vortragstätigkeit, dem wissenschaftlichen Publizieren oder auch der akademischen Selbstverwaltung und Selbstorganisation. Und man hat begonnen, sich ein gewisses Netzwerk an akademischen Kontakten aufzubauen. Im Anschluss an die Promotion gilt es nun, sich ein weiteres methodisch-thematisches Forschungsfeld zu erschließen und die genannten Erfahrungen zu erweitern. Ich glaube nicht, dass dies nur in Form einer umfangreichen Habilitationsschrift möglich ist. Im Gegenteil, die Leitung einer Nachwuchsgruppe oder die Rolle als Juniorprofessor/in bieten doch mindestens genauso vielfältige Gelegenheiten für eine einschlägige und auch in geeigneter Form dokumentierbare Weiterentwicklung der eigenen Forschendenpersönlichkeit.

**promptus:** Welchen Rat würdest Du angehenden Nachwuchswissenschaftler/innen geben, die mit dem Gedanken spielen, digitale Methoden für ihre Forschungsprojekte anzuwenden?

**Christof Schöch:** Für eine nuancierte Antwort auf diese Frage bin ich nicht der Richtige, will sagen: Ich bin ziemlich sicher, dass fast jede wissenschaftliche Fragestellung in der einen oder anderen Form vom Einsatz digitaler Methoden profitieren kann. Allerdings muss ich dann doch relativierend hinzufügen, dass es hier mindestens zwei potentielle Hürden gibt. Die erste Hürde ist die Verfügbarkeit der Materialgrundlage in digitaler Form. Diese ist oft schlicht nicht gegeben, was angesichts der Bandbreite an Epochen, Gattungen, Autor/innen und Themen und Medien, die Gegenstand der romanistischen Forschung sein

können, auch keine kleine Aufgabe ist. Der oft problematische Digitalisierungsstand in vielen romanischen Ländern und natürlich auch das Urheberrecht machen die Sache nicht leichter. Die zweite Hürde, die man auch nicht unterschätzen sollte, ist, dass noch keine digitalen Literaturwissenschaftler/innen vom Himmel gefallen sind. Das heißt, man muss schon substantielle Geduld, Hartnäckigkeit und auch schlicht Zeit mitbringen, wenn man sich in diesen Bereich einarbeiten möchte. Die Methodenentwicklung der letzten Jahrzehnte lässt sich nicht auf die Schnelle rezipieren und all das kommt ja dann oft noch zu den anderen Dingen dazu, die man sich im Rahmen der Dissertation oder auch eines neuen Forschungsvorhabens nach der Promotion ebenfalls aneignen möchte. Allerdings rate ich immer dazu, nicht von den digitalen Methoden auszugehen, die man vielleicht gerade kennengelernt hat, sondern von der inhaltlichen, literaturwissenschaftlichen Fragestellung her kommend die Methode(n) zu identifizieren und dann zu erlernen, die dafür nützlich erscheinen. Mein Tipp ist hier, unbedingt früh den Kontakt zu den entsprechenden Expert/innen zu suchen, die orientieren und beraten können. So etwas mache ich auch selbst jederzeit gerne, es ist aber auch gar nicht immer notwendig, dass man sich hier an eine Romanistin oder einen Romanisten wendet; auch die vielen digital arbeitenden Germanist/innen oder Historiker/innen sind hier sicher gute Ansprechpartner.

**promptus:** In der derzeitigen Pandemie ist auch die Frage nach internationaler Zusammenarbeit und Austausch unter digitalen Vorzeichen aktuell, gerade auch für ein international orientiertes Fach wie die Romanistik. Welche Probleme und Chancen bietet Internationalisierung im Online-Modus? Welche Strategien sind besonders vielversprechend?

**Christof Schöch:** Meines Erachtens werden sich die Formen der internationalen Zusammenarbeit und des Austausches auch dann spürbar und nachhaltig wandeln, wenn die Pandemie hoffentlich schon bald durch die Impfungen wieder weltweit unter Kontrolle gebracht werden kann. Die Frage die sich hier stellt ist, inwieweit digitale Medien ein adäquater Ersatz für Reisen zu Konferenzen, Workshops und Arbeitstreffen oder für Aufenthalte im Rahmen von Stipendien, Fellowships oder Gastprofessuren sein können. Wir alle kennen



inzwischen wahrscheinlich die Erschöpfung, die sich nach einem langen Tag voller Online-Meetings einstellt. Wie kann man hier die Entspannungsphasen einbauen, die sich sonst durch Ortswechsel oder gemeinsame Mittag- oder Abendessen ergeben? Auch habe ich sowohl sehr ermutigende als auch eher demotivierende Erfahrungen mit Konferenzen und Workshops (und auch Lehrveranstaltungen) gemacht, die online statt physisch stattgefunden haben. Wesentlich erscheint mir hier, dass man über Formate nachdenkt, die nicht nur den Informationsaustausch ermöglichen (da reicht ja theoretisch auch die schriftliche Fassung eines Vortrags), sondern auch die sozialen und kommunikativen Aspekte solcher Veranstaltungen berücksichtigen. Beispielsweise kann man flexible kleinere Gruppen, Chats und Foren uvm. anbieten. Bei den Forschungsaufenthalten bin ich allerdings selbst auch reichlich ratlos und sehe nicht recht, wie man den spontanen Austausch und das motivierende Erleben eines anderen Arbeitsumfelds mit den Kolleg/innen vor Ort online sinnvoll nachbilden könnte. Das bremst uns beispielsweise in der COST Action zur *European Literary History* doch erheblich aus. Hierbei handelt es sich im Wesentlichen um ein Netzwerkprojekt, das bisher vor allem von den physischen Treffen, den Forschungsaufenthalten und Workshops gelebt hat. Nur wenig besser als Nichts könnten hier kleine Fellowships sein, die den Fellows die Freiheit geben, sich eine Zeit lang auf ein Thema zu konzentrieren, das sie dann im (virtuellen) Austausch mit der aufnehmenden Institution, aber eben von zu Hause aus, bearbeiten. – Ich bin allerdings der Meinung, dass man auch die Vorteile nicht vergessen sollte. Beispielsweise kann man Veranstaltungen viel flexibler gestalten: Bisher gibt es ja beispielsweise bei Konferenzen die Tendenz, drei volle Tage Vortragsprogramm mit mehreren parallelen Strängen anzubieten und dann noch alle möglichen Veranstaltungen und Treffen dazuzupacken, weil ja nun mal schon alle da sind. Das ist bei Online-Formaten nicht notwendig, die Dinge lassen sich viel besser entzerren. Und natürlich sparen wir uns alle ja endlose Stunden in Bus, Zug und Flugzeug, wenn insbesondere kürzere Treffen eben als Videokonferenz statt als physisches Treffen stattfinden. Das Thema hat für mich aber nicht nur solche pragmatischen Aspekte, sondern berührt auch handfeste Fragen der Integration, Chancengleichheit und ökologischen Nachhaltigkeit: An einem virtuellen Treffen können Personen,

die keine umfangreichen Reisemittel zur Verfügung haben, eine tragende familiäre Rolle ausfüllen oder mit gesundheitlichen Einschränkungen leben, vielleicht leichter teilnehmen als an einem physischen Treffen. Nebenbei verringert sich dabei die enorme Umweltbelastung, die die akademische Mobilität mit sich bringt. – Zukünftig werden daher, so denke und hoffe ich, kürzere Reisen deutlich abnehmen zugunsten längerer Aufenthalte, bei denen der finanzielle und zeitliche Aufwand und der ökologische Fußabdruck für die Reise in einem günstigeren Verhältnis stehen zu den Möglichkeiten zum Austausch und zur Zusammenarbeit, die sich vor Ort dann ergeben. Insofern ist die Pandemie für mich auch ein willkommener Anlass, um einmal grundsätzlicher über Formen, Zwecke und Effekte akademischer Mobilität nachzudenken.

**promptus:** Romanistik und Digital Humanities: Was hat sich bislang verändert, was sollte sich verändern und was wird sich im Hinblick auf Forschung verändern, insbesondere im Hinblick auf Forschungsdaten und Publikation?

**Christof Schöch:** Wie ich finde, steht die Romanistik, vor allem wenn man die Größe des Fachs bedenkt, mit Blick auf ihre Positionierung in den Digital Humanities eigentlich recht gut da. Dabei ist auch zu bedenken, dass in Fächern wie der Germanistik oder der Geschichte die Digitalisierung unter anderem durch digitale Editionsprojekte in den Disziplinen Einzug genommen hat. Weil entsprechende Editionen zwar digital sind, aber bestimmte philologische Tugenden wie genaues, qualitatives Arbeiten und den Blick für Details und für das Individuelle ansprechen, sind sie ein guter Ausgangspunkt. In der Romanistik haben wir nicht denselben «nationalen Auftrag» zur Erschließung des nationalen Erbes, sodass sich dieser Einstiegspunkt nicht angeboten hat. Beim Thema Open Access könnten wir noch mehr von unseren internationalen Zielländern lernen, wo doch beispielsweise Lateinamerika einen sehr eigenständigen und fortschrittlichen Weg geht, oder Open Edition in Frankreich mit seinen Zeitschriften und wissenschaftlichen Blogs vormacht, wie digitales Publizieren und Wissenschaftskommunikation heute funktionieren können. – Dennoch hat sich das digitale Paradigma in der Romanistik wie ich finde in den letzten gut fünf Jahren doch spürbar etabliert. Die AG Digitale Romanistik hat daran sicherlich einen Anteil, wobei das Arbeiten mit digitalen Korpora und Tools in

der romanistischen Linguistik ohnehin eine ganz andere Selbstverständlichkeit hat, als das in der Literaturwissenschaft der Fall ist. – Dieser doch deutlich veränderte Status hat sich meiner Meinung auch darin gezeigt, dass die AG Rom und der DRV sich seit mehreren Jahren doch sehr aktiv auch in den NFDI-Prozess einbringen und hier wichtige Impulse einbringen, beispielsweise die Mehrsprachigkeit der Ressourcen und Metadaten betreffend.

**promptus:** Du engagierst Dich seit langer Zeit für das Publizieren wissenschaftlicher Ergebnisse im *Open Access*-Verfahren: Was rätst Du Promovend/innen, die oftmals vor der Frage stehen, an welchem Ort die Publikation ihrer Arbeit am besten aufgehoben ist? Welche Rolle spielt der finanzielle Aspekt?

**Christof Schöch:** Das ist leider ein Thema, bei dem es soweit ich sehen kann noch keine wirklich zufriedenstellende Lösung gibt. Die Publikation der Dissertation als gedrucktes Buch ist teuer; die Publikation als digitales Buch ist in der Regel nicht viel günstiger; die eigentlich sinnvolle Hybrid-Publikation, bei der also eine gedruckte und eine digitale Fassung verfügbar sind, ist auch nicht günstiger; und möchte man darüber hinaus, dass die digitale Fassung im Open Access verfügbar ist, wird es noch teurer. Dabei ist genau Letzteres aus meiner Sicht klar wünschenswert. Wobei ich finde, dass man eine gewisse Embargofrist hier in Kauf nehmen kann, bei der zunächst die gedruckte und/oder digitale Fassung der Dissertation nur käuflich zu erwerben ist, bevor die digitale Fassung dann frei verfügbar wird. – Denn man muss das Thema in der langfristigen Perspektive sehen: zukünftig wird die Analyse der Fachgeschichte oder das Etablieren eines Forschungsstandes nur noch mit computergestützten Methoden möglich sein, und hierfür sind frei verfügbare, digitale Fassungen der Publikationen eine Voraussetzung, wenn wir nicht weiter von großen «content-aggregatoren» abhängig werden möchten. Ob diese Art der Fachgeschichte dann bis ins letzte oder vorletzte Jahr reicht, ist dann vielleicht nicht ganz so entscheidend. Dass wir aber heute beispielsweise Zeitschriftenbestände oder Dissertationen, die mehr als 10 Jahre alt sind, ja selbst solche, die mehr als 50 Jahre alt sind, oft weder als Datenbestand für die computergestützte Analyse noch schlicht für die Lektüre als PDF-Datei frei zur Verfügung haben, halte

ich für eine skandalöse Behinderung der Forschung. – Nationallizenzen und große DEALs sind hier wichtig und hilfreich, aber letztlich doch nur die Behandlung eines Symptoms, statt an den Ursachen selbst anzusetzen. Und sie haben auch negative Effekte, weil kleinere Verlage von solchen Großvereinbarungen oft ausgeschlossen sind und damit faktisch benachteiligt werden. Vielmehr müssen die Finanzierungsströme grundsätzlich umgeleitet werden, weg von der nachträglichen Refinanzierung der Publikationen über Buchverkäufe und Lizenzen und noch viel stärker hin zur Vorabfinanzierung der Publikationen, die dann umgehend oder aber sehr bald frei verfügbar sein können. Das erfordert allerdings auch mehr Transparenz bei der Preisgestaltung und mehr Nutzung gemeinsamer Standards und Plattformen bei Produktion und Distribution. – Ein schönes Modell, das sich nicht nur für Zeitschriften, sondern auch für Monographien viel mehr einsetzen ließe, ist dasjenige der konsortialen, gemeinsamen Finanzierung von Publikationen durch Bibliotheken. Die Open Library of Humanities (im Bereich der Zeitschriften) oder die «Knowledge Unlatched»-Initiative machen vor, wie das geht. In der Romania ist natürlich auch Open Edition zu nennen, die einerseits von staatlicher Seite finanziert werden, andererseits auch sehr erfolgreich mit einem «Freemium»-Modell operieren und so hunderte Open Access-Zeitschriften publizieren können. Das klingt nun alles sehr negativ, ich möchte aber auch sehr anerkennen, dass viele große und kleine Verlage hier zur Zeit sehr viel experimentieren und nach wirtschaftlich machbaren Lösungen suchen. Vor Kurzem hat de Gruyter beispielsweise ein konsortiales Finanzierungsprogramm für ausgewählte Monographien aufgelegt, das man aufmerksam beobachten sollte.

**promptus:** Abschließend eine vielleicht provokante Frage zu digitalen Publikationsformen: Hat das Buch als klassische Druckpublikation in der Wissenschaft aus Deiner Sicht überhaupt noch eine Zukunft? Wie sollten sich wissenschaftliche Buchverlage aus Deiner Sicht zum Thema *Open Access* positionieren?

**Christof Schöch:** Meine Antwort mag vielleicht überraschen, aber natürlich hat das gedruckte Buch meines Erachtens auch in der Wissenschaft eine Zukunft. Ich bin ja der Meinung, dass wissenschaftliche Publikationen eine sehr

vielfältige Gruppe von Textsorten sind, was auch mit sehr vielfältigen Rezeptionsgewohnheiten einhergeht, die wiederum vielfältige Publikationsmodalitäten erfordern. Manche Publikationsformate möchte man zwar in Gänze verfügbar haben, sie werden aber dennoch eher selektiv gelesen oder punktuell rezipiert. Dazu gehören sicherlich Zeitschriften, Sammelbände, Handbücher und sonstige Nachschlagewerke. Hier bieten sich digitale Formate an, weil flexibel auf einzelne Aufsätze, Kapitel oder Einträge zugegriffen werden kann, ohne dass gleich der ganze Band benötigt wird. Ganz anders ist das bei monografischen Darstellungen, Essays oder Lehrbüchern, die ihre Wirkung erst richtig entfalten, wenn man den gesamten argumentativen Spannungsbogen von Anfang bis Ende mitverfolgt, oder wenn man sich mehrfach und intensiv mit ihnen beschäftigt. Hier finde ich nach wie vor ein gedrucktes Buch ein unglaublich adäquates Medium, auch wenn ich mir wünsche, dass jedes gedruckte Buch zugleich auch digital, frei verfügbar und in einem strukturierten, offenen Format angeboten wird. (Die Erfahrung nicht nur von Verlagen wie HeiUP zeigt, dass damit keineswegs der Absatz der gedruckten Bücher zusammenbrechen muss.) Und dann gibt es natürlich noch den Bereich der Primärliteratur und der Korpora, wo ebenfalls die Verfügbarkeit digitaler und gedruckter Formate wesentlich ist. Für die intensive und genussvolle Lektüre eines Romans oder Gedichtbands ist das gedruckte Buch sicherlich nach wie vor zentral. Anspruchsvolle wissenschaftliche Ausgaben beispielsweise mit textkritischen Varianten, umfangreichen Kommentaren und kontextualisierenden Dokumenten sehe ich allerdings zukünftig nur noch in digitaler Form adäquat umsetzbar. Da platzt das gedruckte Buch dann doch zu sehr aus allen Nähten: der Fließtext wird viel zu sehr zum komplexen Datenbestand, um noch zwischen zwei Buchdeckel zu passen; und die Ansprüche an den flexiblen, individuellen und interaktiven Umgang mit den verfügbaren Materialien steigen zu sehr, um anders als im digitalen Medium erfüllbar zu sein. Daraus folgt aber auch, dass wir den Umgang mit unseren Forschungsgegenständen neu lernen müssen, denn hier stehen wir trotz einiger Jahrzehnte digitaler Editionswissenschaften insbesondere bei der Gestaltung der Nutzeroberflächen noch am Anfang der Entwicklung.

Das ist einer von vielen Gründen, warum es so unglaublich spannend ist, in dieser Zeit des Medienumbruchs zu leben, den die Digitalisierung bedeutet.

**Anmerkung:**

Das Interview mit Christof Schöch wurde aufgrund der Corona-Pandemie schriftlich geführt.



